

### Dividendenlosigkeit bei Reichert

Die Adolf Reichert u. Co. Aktiengesellschaft in Leipzig hat soeben ihren Geschäftsbericht für das am 30. Juni 1930 abgelaufene Geschäftsjahr veröffentlicht. Die Verwaltung berichtet darin, daß das Unternehmen zwar auch von der Wirtschaftskrise in Mitleidenschaft gezogen worden sei, daß es aber gelungen sei, einige größere Auslandsaufträge hereinzuholen. Trotzdem sind im Laufe des Jahres 150 bis 200 Mann entlassen worden, das ist etwa ein Drittel bis ein Viertel der Belegschaft. Offenbar ist also die Belegschaft stärker zurückgegangen als die Produktion. In Frankreich wurden drei neue Personen-Schwebebahnen erbaut, der Gestellbau war verhältnismäßig gut beschäftigt, mit der America Steel u. Wire Co. ist ein Abkommen getroffen worden, wonach die amerikanische Firma das Reichert-System zu Personen-Schwebebahnen in den Vereinigten Staaten und Kanada mitbenutzen darf.

Die schwierigen Verhältnisse auf den alten Produktionsgebieten haben die Gesellschaft veranlaßt, Ausschau nach neuen Produktionsgebieten zu halten. Schon seit Jahren ist sie damit beschäftigt, den Kabelkran zu einem Kabelbagger umzubilden, das heißt zu einem Gerät, das nicht nur Lasten befördert, sondern die zu bewältigenden Transportmengen auch selbst schleppt und alle anderen Hilfsmaschinen wie Bagger usw. ausschaltet.

Die Gesellschaft hat im Vorjahre ihren Aktionären 10 Prozent Dividende zukommen lassen. Sie gehen diesmal leer aus. Der Rohgewinn ist von 2,4 auf 1,9 Millionen zurückgegangen. Nach Abzug der ungefähr gleichgebliebenen Generalunkosten und der erheblich verminderten Abschreibung verbleibt ein Reingewinn von 108 000 Mark gegenüber 463 000 Mark im Jahre vorher; es wird auf neue Rechnung vorgetragen.

Im vorigen Jahr ist das Aktienkapital durch Ausgabe neuer Aktien von 4 auf 6, also um 2 Millionen Mark erhöht worden. Offenbar hat die Gesellschaft die ihr auf diesem Wege zugeflossenen Mittel hauptsächlich für neue Versuche verwendet. Die Verwaltung hat zu der ungewöhnlichen Maßnahme gegriffen, die Aufwendungen, die für die Versuche mit dem Kohlenbagger gemacht worden sind, mit anderhalb Millionen Mark als Vermögenswert in die Bilanz einzustellen. Das läßt darauf schließen, daß sich die Firma aus dieser neuen Fabrikation hohe Einnahmen verspricht.

### Nazis als Konsumfeinde

In der „Norddeutschen Volkszeitung“, die im Besitz von Bogesad. Bumenthal verbreitet wird, erließ kurz vor Weihnachten die Nationalsozialistische Deutsche Arbeiterpartei ein großes Inserat, worin über den Zusammenbruch vieler kleiner Geschäfte gemeldet und behauptet wurde, das Ziel der herrschenden wirtschaftsfeindlichen Mächte sei deutlich erkennbar: Der deutsche Mittelstand solle verelendet werden:

Jetzt steht das Weihnachtsfest vor der Tür! Mit ungeheurem Aufwand ziehen die jüdischen Warenhäuser und die sozialdemokratischen Konsumvereine eine gewaltige Kette auf. Das Weihnachtsfest... ist für die Feinde des Mittelstandes nur die günstige Gelegenheit, ein Riesengeschäft zu machen.

#### „Deutsche Hausfrauen!“

Bergeht nicht, daß Warenhaus und Konsumverein die Stützen der SPD, des Todsündenwesalles Deutschen, sind. Kauft in deutschen Geschäften!

An der ganzen Sache ist nur bedauerlich, daß unzählige Todsünden in allen Tonarten als die „neuesten Söhne Deutschlands“ präs. ihre sauer verdienten Groschen noch immer in Mittelstandsgeschäften tragen, die unter dem Schutze der Hitler-Partei stehen und diese Finanzen helfen.

Im Braunschweiger Landtag haben die regierenden Nationalsozialisten mit Hilfe aller übrigen „bürgerlichen“ Parteien eine Warenhaussteuer beschließen, durch die die

Konsumvereine mit einem weiteren Zuschlag von 300 Prozent zur staatlichen Gewerbesteuer belastet werden. Ferner wurde die

Gillatsteuer um 150 Prozent erhöht.

Auch davon werden die Konsumvereine betroffen.

# Verstaatlichung des Ueberseefunk

## Der Streit um die Transradio AG

Die Reichspost hat sich entschlossen, die private Transradio A.G. für drahtlosen Ueberseeverkehr, die das Funkmonopol für den überseeischen Nachrichtenverkehr besitzt, zu übernehmen und damit die gesamte drahtlose Telegraphie zu verstaatlichen. Darob hat sich ein Sturm der Privatwirtschaft, insbesondere der an der Kabeltelegraphie interessierten Kreise, erhoben, die in Eingaben und Pressepolemiken den Plan der Reichspost aufs schärfste angriffen.

Der Schnellnachrichtendienst erfolgt im Inland sowie nahezu im gesamten europäischen Verkehr durch die Reichspost. Dagegen liegt

### der überseeische Telegraphenverkehr

bisher in den Händen von Privatgesellschaften. Die deutschen Ueberseeekabel gehören der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft (D.A.T.) während der Ueberseeekabelbetrieb in vollem Umfang bei der Reichspost liegt. Das überseeische Funkmonopol wurde 1910 aus politischen Erwägungen einer Privatgesellschaft, der Transradio A.G., übertragen, die die Funkstationen, Sender und Empfangsanlagen, insbesondere die Großfunkstationen in Auen, unterhält und bedient und heute über ein ausgebreitetes Funknetz verfügt.

Beide Gesellschaften sind bisher in erheblichem Umfange aus öffentlichen Mitteln subventioniert worden. Die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft hat teils mit Reichsschuldengeldern, teils mit Mitteln aus einer amerikanischen Anleihe, für die das Reich die Bürgschaft und Zinsgarantie übernommen hat, die neuen Kabelverbindungen geschaffen; die Gesellschaft erhält umfangreiche Gratisleistungen sowie Zinszuschüsse durch die Reichspost. In noch stärkerer Weise hat die private Funkgesellschaft, an der die großen Elektrizitätsgesellschaften AEG, Siemens, sowie Telefunken und die D.D.-Banken beteiligt sind, öffentliche Mittel in Anspruch genommen. Auf Grund eines äußerst ungünstigen Konzessionsvertrages aus dem Jahre 1921 hat die Reichspost eine 7prozentige Dividendengarantie übernommen und seit Jahren den Hauptteil der Dividendenabflüsse an die Großaktionäre bestreiten müssen. Das Unternehmen hat ferner infolge mangelnder Rentabilität völlig unzulängliche Abschreibungen vorgenommen, so daß die Anlagen größtenteils entwertet sind. Alle erforderlichen Reinvestitionen, insbesondere die notwendige Umstellung der Stationen von Langwellen auf Kurzwellensender, sind

### aus Mitteln der Reichspost

bestritten worden, die allein in letzter Zeit etwa 4 Millionen Mark Darlehen an die Gesellschaft gewährte. Der Sparkommissar und der Rechnungshof haben mit Rücksicht auf den ungünstigen Konzessionsvertrag und die hohen Zuschußpflichten der Reichspost angetragen, von ihrem Recht zur Übernahme der Gesellschaft Gebrauch zu machen, was die Reichspost nunmehr getan hat. Die finanzielle Umwidmung — die Reichspost muß die Anlagen nach den außerordentlich ungünstigen Vertragsbestimmungen mit 40 Prozent über den buchmäßigen Anlagewert übernehmen, also weit überbezahlen — läßt auf keine Schwierigkeiten, da die Reichspost seit mehreren Jahren bereits die notwendigen Mittel zur Übernahme der Funkanlagen angesammelt hat. Trotz der hohen

Die Hitler-Rente tragen ihre Unvernunft so frech zutage, daß sie bald abgewirksam werden werden. Sie verüben bewußt Unrecht an den mittellosen Volksgenossen, und zwar ganz offenkundig zugunsten des Mittelstandes.

Als ihnen im Braunschweiger Landtag vorgehalten wurde, daß sie wieder einmal die Arbeiter belasteten, rief der Führer:

„Dann müßen die Arbeiter anderswo kaufen!“

Man will also die Konsumvereine vernichten, um deren Mitglieder zu zwingen, beim Krämer und andern Mittelständlern zu kaufen. Das ist intellektueller Raub des reichsvorstellungsmäßig gewährtesten Berechtigungsrechts der Verbraucher, dessen Befestigung durch solche Maßnahmen verfassungswidrig ist.

Es wird Zeit, daß die Reichsregierung diesen mittelständlerischen Freiheiten das Handwerk legt.

### Die Saalfelder Gewerbebank stellt die Zahlungen ein

Infolge größerer Abhebungen von Spareinlagen hat sich die Verwaltung der Saalfelder Gewerbebank, e. G. m. b. H., veranlaßt gesehen, ihre Zahlungen einzustellen und ihren Betrieb zu schließen. In einer sofort einuberufenen Generalversammlung soll über die eventuelle Liquidation der Genossenschaft Beschluß gefaßt werden, um die Gläubiger der Bank voll zu befriedigen.

Aufwendung ist die Verstaatlichung den jetzigen unhaften Subventionsverhältnissen unbedingt vorzuziehen.

Schon aus grundsätzlichen Erwägungen erscheint die weitgehende Eingliederung des Schnellnachrichtendienstes in den gesamten öffentlichen Nachrichtendienst erforderlich, da nur dieser, unbeeinträchtigt von privaten Einflüssen, die gesamtwirtschaftlichen Verkehrsinteressen wahrnimmt. Hierzu kommt im Falle der Transradio A.G., daß das Unternehmen dauernde Millionenzuschüsse erfordert, nach Feststellung der Reichspost heute unwirtschaftlich arbeitet, aber nach einer Reorganisation durch die Post nach vorstehigen Ertragsberechnungen zu einem Gewinnbetrieb entwickelt werden kann. Es sei noch bemerkt, daß

allein an Direktorengehältern und Aufsichtsratsmitgliedern mehr als 100 000 Mark im Jahre einparbar sind

und daß ferner das Unternehmen durch die Verstaatlichung von der heute bestehenden starken Abhängigkeit von den Ueberseeindustrien befreit wird.

Die bisher erforderlichen großen Zuschüsse für den privaten überseeischen Funkverkehr werden aus den Erträgen des öffentlichen Funkverkehrs, also in erster Reihe aus den Ueberseeerträgen des Rundfunks bestritten. Wenn auch die durch die Verstaatlichung des Ueberseefunks zu erwartenden Ersparnisse nicht eine generelle Ermäßigung der Rundfunkgebühren ermöglichen werden, so dürfte doch der an dieser Stelle bereits geforderte Gebührenerlaß für Arbeitslose ohne weiteres hieraus zu bestreiten sein. Diese Maßnahme ist um so dringlicher geworden, als

### die Zahl der Rundfunkabmeldungen

aus wirtschaftlichen Gründen, wohl in erster Reihe infolge der wirtschaftlichen Not der Arbeitslosen, in starker Zunahme begriffen ist.

Trotzdem also stichhaltige Gründe für die Bestübernahme der Transradioanlagen durch die Post sprechen, wird die öffentliche Meinung durch die Interessenten gegen die Transaktion mobilgemacht. Dr. Solmsen von der D.D.-Bank hat in seiner Eigenschaft als Aufsichtsratsvorsitzender der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft, zugleich aber wohl auch in Wahrnehmung der Interessen der Großbank und der Elektrizitätsgesellschaften an der Transradio A.G., eine Denkschrift der Öffentlichkeit übergeben und eine Eingabe an den Reichskanzler gegen die Verstaatlichung des Ueberseefunks gerichtet. In dieser Eingabe wird der privatwirtschaftliche Betrieb für die drahtlose Ferntelegraphie aus technischen, verkehrspolitischen Gründen usw. als unentbehrlich bezeichnet. In einer Gegenentschrift hat das Reichspostministerium die Einwendungen ausführlich widerlegt, insbesondere darauf hingewiesen, daß

die Post über weitgehende Erfahrungen im europäischen Funkverkehr verfügt

und daß sie an den technischen Verbesserungen des Funkwesens wie des Kabelverkehrs in den letzten Jahren entscheidend mitgewirkt hat.

Der gegen den öffentlichen Betrieb erhobene Vorwurf, daß die Beamten eines öffentlichen Unternehmens jede Mehrung der Rundfunkabgabe als vermehrte Belastung empfinden und daß im öffentlichen Betrieb jede Initiative einer Verkehrssteigerung fehlt, ist von der Post bereits mit Entschiedenheit zurückgewiesen worden. Die Post bezeichnet mit Recht die D.A.T. als ein aus besonderen Gründen (wegen der Schwierigkeiten des Erwerbs von Boden, Landungsrechten usw. im Ausland für ein staatliches Unternehmen) privatwirtschaftlich aufgelegenes Organ der Reichspost, dessen Erhalten und Weiterentwicklung einseitig im Interesse der Aufsichtsratsmitglieder, eines seit jeher subventionierten Unternehmens

in einer verächtlichen Tonart völlig ungerechtfertigte Vorwürfe gegen den öffentlichen Betrieb erhebt.

Hinter den volkswirtschaftlichen Argumenten stehen aber sehr reale Interessen. Dr. Solmsen irrt nämlich die Fiktion des privaten Kabelunternehmens mit der privaten Funkgesellschaft an. Nach dem der Post gemachten Vorschlag soll die Sanierung der Transradio A.G. aus öffentlichen Mitteln erfolgen. Die Post soll, ohne Gegenwerte zu erhalten, die gleichen 28 Millionen als verlorenen Zuschuß leisten, mit denen sie jetzt die Transradioanlagen zu erwerben beabsichtigt. Dem neuen Privatunternehmen soll für den gesamten überseeischen Nachrichtenverkehr eine Konzession auf 30 Jahre erteilt werden; die Post soll sich darüber hinaus zu jährlichen Zuschüssen in Höhe von mindestens 2½ Millionen Mark verpflichten. Es verzieht sich von selbst, daß dieses Angebot der Privatwirtschaft absolut undiskutabel ist und von der Reichspost abgelehnt werden mußte.

Die Absicht der Reichspost zur Übernahme der Transradio A.G. muß bei objektiver Würdigung volle Billigung finden.

Dr. Paul Herz, M. d. R.  
Mitglied des Verwaltungsrats der Reichspost.

# TRIQUE Der Roman eines Pariser Proletariarkindes von Alfred Machard

Alleinberechtigte Uebersetzung von Karl Hellwig

Pancucule war der erste, der den Bann brach: „Mensch, Indianer sein, das ist noch was!“ Er sprach aus, was ein jeder heimlich gedacht hatte. „Und oh!“ murmelte Paps. „Die brauchen nicht in die Schule zu gehen!“ meinte Guilleret, der ein kleiner Faustpfeil war.

„Ne, das brauchen sie nicht!“ stimmte Kossignol überzeugt bei. „Wenn man Indianer wäre,“ nahm Pancucule seinen Gedanken wieder auf, „dann hätte man Federn auf dem Kopf und Pfeife und Tomahawts... dann wohnt man in einem Wigwam... und dann, Mensch, könnte man sich die Fresse bemalen!“ „Mensch, das wäre fundig!“ nickten die beiden anderen verträumt.

Bläulich schlug Trique sich auf den Schenkel, was bei ihm immer ein Zeichen war, daß er sich unbändig über irgend etwas freute.

„Mensch!“ rief er. „Ich hab' ne Idee... wir wollen Indianer spielen! Heut' abend, wenn wir gegessen haben, kommen wir wieder her. Wir haben hier unser Lager... ich bin der Hauptling.“

Sein Vorschlag fand begeisterte Aufnahme. Dies neue Spiel versprach tausend ungehörte Freuden. Nur Paps brummte vor sich hin:

„Trique will immer alles sein. Das ist Schiebung.“ „Über Trique hätte die Fäuste und fragte mit drohender Miene:

„Und warum ist das Schiebung?“ „Paps sah ein, daß der Stärkere immer recht behält, senkte deshalb den Kopf und schweig.“

Trique traf nun keine Anordnungen: „Wir müssen Federn haben, an die Mähe zu stecken. Pancucule, wenn du beim Geflügelhändler von Surot vorbeikomst, dann brauchst du ja bloß den Puten, die da in der Kiste auf Tellern liegen, ein paar Federn aus'm Steiß zu ziehen. Ist ganz einfach. Brauchst dich auch gar nicht zu beeilen... Surot kann nicht laufen, er ist viel zu dick.“

„Ich gehe hin,“ versprach Pancucule. „Und womit sollen wir uns die Fresse bemalen?“ fragte Guilleret gespannt, denn er hatte die Frauen schon immer beneidet, weil sie sich wie die Wilden das Gesicht anmalen durften.

„Man müßte Sunstiffe nehmen, wie für die Landkarten.“

„Sunstiffe hatten nicht auf der Haut,“ unterbrach ihn Kossignol. „Ich hab's probiert, als ich mir mal Abern malen wollte... Aber meine Schwester reißt sich immer was Schwarzes auf die Augen. Sie nimmt einen Korten und brennt ihn an... Das geht kein, sag ich euch!“

„Abgemacht!“ erklärte Trique. „Bring einen Korten mit und eine Schachtel Streichhölzer... Ich bring Tabak mit, für die Friedenspfeife... ich kau ihn meinem Vetter aus der Tasche... wor sonst noch welchen hat, kann ihn mitbringen... Also abgemacht... alle heut' abend am selben Ort!“

„Wir kommen!“

Bevor die fünf Indianer sich trennten, erschütterten sie noch die Luft mit ihrem furchtbaren Kriegsgeschrei: „Wahaha! Wahaha!“

### X

Am Abend waren alle pünktlich zur Stelle. Trique hatte Tabak mitgebracht und eine alte Topfpfeife mit zerbrochenem Rohr. Kossignol zwei Korten und Streichhölzer, Pancucule einige lange Federn, die er den Truhmännern des schlaftrüben Herrn Surot und dem Federwisch seiner ahnungslosen Frau Mama entlehnt hatte.

Nun ging die Verwandlung vor sich. Zuerst zogen die Jungen ihre Schulschuhe aus, lehrten die Innensohle nach außen und hängten sie sich dann als Mantel um. Darauf verfahren sie ihre Bastenmägen mit einem kleinen Loch an der Seite, durch das sie eine Feder steckten.

Kossignol feigte seine Korten an und bemalte die Gesicht seiner Kameraden mit einem so feierlichen Ernst, als gelte es, eine heilige Handlung zu vollziehen. Jede Wade bekam einen kleinen Kreis, die Nase einen dicken Punkt, das Kinn ein Kreuz und die Stirn über den Augen zwei Dreiecke.

Als die Verwandlung geschehen war, äugerten die Wippen ihres Freude durch Sprünge, Körperverrenkungen und ekstatische Tanzschritte. Ihre Augen funkelten drohend im Dunkel, und furchtbar klang ihr Kriegsgeschrei:

„Wahaha! Wahaha! Wahaha!“

Dann lehten sie sich ins Gras, um die Friedenspfeife zu rauchen, wie es der Altus verlangte.

Vorher aber mußten noch die Namen geändert werden. Denn Indianer, die Trique, Guilleret, Kossignol, Paps oder Pancucule hießen, waren doch keine richtigen Indianer, wie sie im Buche standen.

Da jeder sich schon im Stillen für einen mehr poetischen oder mehr kriegerischen Beinamen entschieden hatte, so war die Sache schnell erledigt.

Aus Paps wurde: „Die alte Schmetterhand“, aus Guilleret: „Der schnelldrehende Hirs“, aus Kossignol: „Das furchtlose Bärenherz“, aus Pancucule: „Matapupu“ (man hat nie erfahren, wes-

halb er sich so nannte, vielleicht nur deshalb, weil diese seltsam klingenden Silben ihm damals gerade durch den Kopf gingen).

Trique aber, der seiner neuesten Laune, der Freundschaft mit der kleinen Paps, einen poetischen Ausdruck geben wollte, wählte den Namen: „Der Freund der Pfirsichblüte.“

Die alte Schmetterhand setzte die Pfeife in Brand. Da das Rohr kurz hinter dem Kopf abgebrochen war, so versengte er sich dabei die Nasenpitze.

In diplomatischem Schweigen, wie das Buch es vorschrieb, ging die Friedenspfeife von Mund zu Mund. Einer nach dem anderen tat einen Zug und ließ den Rauch als einen dünnen Faden zwischen den Lippen entweichen.

Auf dem Boulevard de la Vierge, der an den Festungswällen entlangläuft, und der zu dieser Stunde verlassen war, gingen zwei Polizisten vorbei. Sie hatten die Arme unter der Weste versteckt und blickten schief nach allen Seiten.

„Achtung! Feinde!“ flüsternte Matapupu. „Die fünf Indianer waren sich platt ins Gras.“

„Wenn ich Pfeife hätte,“ prahlte der löchliche Hirs, „dann wollte ich es ihnen schon geben!“

„Und ich erst!“ überbot ein Krieger den anderen, und dabei gaben sie sich den Anschein, als zielten sie nach den friedlichen Hütern der Sicherheit.

„Dum! Dum! Bum! Einer ist schon tot! Dum! Bum! Da liegt der zweite!“

Als die beiden Polizisten sich mit taktmäßig drohenden Schritten entfernten, richteten die fünf Indianer sich wieder auf. Sie legten die Hand schützend über die Augen und blickten lange forschend in die dunkle Nacht.

Der schnelldrehende Hirs meinte vertraulich zu Matapupu: „Wenn du einen Büffel fängst, dann schick ihn nieder! Aus den Hörnern können wir uns Federhalter machen.“

„Notürlich schick ich ihn nieder!“ versprach Matapupu. „Ein Antje auf die Erde gestützt, warste er, wie ein Säger auf dem Anstand.“

Aber im nächsten Augenblick glaubten die Jungen schon selber nicht mehr daran, daß ein Wunder geschehen und eins dieser gewaltigen Tiere zwischen den Festungswällen erscheinen würde. Ihre Begeisterung begann zu sinken. Sie wußten zu genau, daß alle diese Vorkehrungen und Vorbereitungen zum Angriff und zur Verteidigung nur Spiel waren, und das beeinträchtigte ihr Vergnügen. „Ja! Wenn wenigstens ein Junge aus der Saint-Pamphiliusschule, ein „Waffenheute“, wie sie sagten, sich hätte zeigen wollen! Da würde man schon sehen, wie sie aufspringen, wie die Schreie ausstoßen und sich auf das Gesichtsgeschicht häufen würden, um ihn mit wuchtigen Hieben des Tomahawts das Lebenslicht auszublasen!“

(Fortsetzung folgt.)